

Halleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Sonnabend 25. April 1896.

Berliner Bureau: Berlin SW., Bernburgerstraße 9

Die Krise in Frankreich.

Langsam nur entwidelt sich die Krise in Frankreich fort, und auf allen Seiten wird eine große Zögerlichkeit gezeigt. Die Lage wird allgemein als äußerst kritisch angesehen, und die Auflösung des Parlaments oder die Revision der Verfassung wird als unmittelbare bevorstehend angesehen. In dem einen wie in dem anderen Falle kann sich aber die Krise vielleicht noch zu einer Präzedenzfälle erweitern. Die augenblickliche Situation Frankreichs ist um so schwieriger, als ja die Tagesordnung Ricard's nur eine geringe Anzahl Stimmen erhalten hat. Infolge dessen findet bei den Abgeordneten keinen genügenden Anhalt für den Personalstand des neugewählten Ministeriums. An der gemeldeten definitiven Abstimmung der Deputiertenkammer über die Tagesordnung Ricard, welche mit 258 Stimmen gegen keine angenommen wurde, nahmen die gemäßigten Konventionen nicht Theil. Da festgestellt wurde, daß das Sacre während der Abstimmung nicht beschlußfähig war, so wurden die Unterzeichner des Antrags auf namentliche Abstimmung als anwesend und das Resultat der Abstimmung als rechtskräftig erklärt. Die Sozialisten und Radikalen äußerten laut ihre Verwägung über den Beschluß. Ihre Freunde finden auch in einer Berufung ihren Ausdruck, die eine Gruppe ihrer Deputierten an das Sacre richtet. Darin heißt es, daß nach der Abstimmung des Kabinetts Bourgeois die republikanischen und sozialistischen Deputierten den vom Senat hingeworfenen Handbuch aufgenommen und die Schlacht gewonnen hätten, indem sie die Vorterrschafft des allgemeinen Stimmrechts verhandelt. Der Ruf ist jetzt, es seien die Bürger, welche den Triumph durchsetzen hätten, weil sie es verstanden, während der Ferien den Deputierten republikanischen Geist einzuflohen. Jetzt kommt es darauf an, daß alle Bürger und Arbeiter sich des allgemeinen Stimmrechts bedienen, um bei den nächsten Municipal-Wahlen die Volksmacht und den sozialistischen Geist in die Matriken einzufügen.

Was die Stellungnahme der Pariser Presse zur Sache betrifft, so legen dieblätter, wie man telegraphisch gemeldet wird, einstimmig, daß der geführte Beschluß der Kammer den Kampf auf das äußerste zuspitze. Die Sozialisten und Radikalen behaupten, der Beschluß begreife in sich die Einsetzung eines rein radikalen Kabinetts mit Goblet, Brisson und Bretral an der Spitze und mit der Revision der Verfassung als Grundlage seiner Politik. Die Republikaner greifen den Beschluß an, welcher ankündigt, daß die Mehrheit der Kammer dem Senat den Krieg erklären wolle, und meinen, nur ein Kabinet, welches die Widerstände gegen die Radikalen sei möglich, sonst müßte die Auflösung der Kammer erfolgen. Die Konventionen erwarten die Lage des Staatsoberhauptes für sehr schwierig und fassen eine eventuelle Präsidenten-Krise ins Auge, welche der Vorkäufer des Sturzes der Republik sein würde.

Wir brauchen von deutschen Standpunkte aus dem Kabinet Bourgeois keine Thräne nachzuweinen. Für Deutschland kann es überhaupt an und für sich gleichgültig sein, welcher Parteiobhutung ein jenseitiges in Frankreich regierendes Ministerium angehört und welche Richtung es bezüglich der inneren Politik Frankreichs verfolgt. Für uns ist es einzig und allein von Bedeutung, welche Stellung ein französisches Ministerium hinsichtlich der auswärtigen Politik einnimmt, wie es seine Beziehungen zu Deutschland gestaltet. Gerade in dieser Hinsicht hat das Ministerium Bourgeois nichts gekostet, um in Deutschland Sympathien zu gewinnen. Gelegenheit der Transval-Affaire hatte das Kabinet eine gute Gelegenheit, sich Deutschland entgegenkommend zu zeigen und damit auch den Interessen Frankreichs in praktischer Weise zu dienen. Das Ministerium Bourgeois zog es vor, hergebrachten Rorurtheilen trotz bleibend Deutschland gegenüber der alten neopolitischen Parole des „facile ferocis“ zu gehören. Genau, es liegt in dem wahren England und Deutschland ausgebrochenen Konflikte dieses im Stich und heißt es sich selber selbst zu bewahren, wenn in Folge dessen bei der ägyptischen Affaire sich Deutschland nicht auf die Seite Frankreichs stellt. Auf ein gewisses Hinsicht hat dieser diplomatische Mißerfolg auch zum Sturze des Ministeriums Bourgeois beigetragen, denn er wurde, wenn auch nur indirekt, bei der vor den Oerferien im Senat stattgehabten Interpellation über die auswärtige Politik von der Senatsmajorität als Vorwand für das von ihm abgegebene Mißtrauensvotum benutzt. Wir sagen als Vorwand, denn im Grunde handelte es sich hier für die Senatmajorität um etwas ganz Anders, gerade so wie bei dem früheren Mißtrauensvotum gelegentlich der Affäre des Unterlingsrichters Kempler. Was der Senat dem Ministerium Bourgeois in Wirklichkeit nicht vergeben konnte, das sind, wie wir das kürzlich schon auseinandergesetzt haben, die von ihm geplanten Vorhaben, die er aber nicht offen bekämpfen wollte, weil er weiß, daß diese trotz aller gegenwärtigen Behauptungen, namentlich in dem beschränkten Maße, wie sie Bourgeois anstrebt, populär im Lande sind und weil er den Förderungen der großen Masse des Volkes nicht direkt entgegenzutreten wagte.

Paris, 25. April. Die „Agence Havas“ theilt mit: Aus den vertriebenen Verhandlungen, welche Präsident Faure heute Vormittag gegen, gewinnt man den Eindruck, daß die Bildung eines Kongresses, Ministeriums die am geringsten schmerzliche Lösung der Krise sei. Es ist noch unbekannt, wenn die Matriken, ein Ministerium zu bilden, angeboten werden, wird Brisson nicht zuerst dazu berufen werden; wenn dieser absieht, wird Melme und dann Gantien damit beauftragt werden. Der Gedanke, daß Bourgeois jetzt abernachst an die Spitze eines Kabinet treten würde, scheint endgiltig fallen gelassen zu sein.

Paris, 25. April. Senat-Richter veröffentlicht einen Artikel, welcher besagt, es ließe Bourgeois, nachdem er die Waffen des

allgemeinen Stimmrechts zu Füßen des Senats niedergelegt habe, nicht anders übrig, als auch seine Demission als Abgeordneter zu geben. Der Abg. Kavaux erklärt in der „Revue republique“: Das Ministerium hat sich in vollem Kampfe als feige erwiesen, alle Schritte, welche dem allgemeinen Stimmrecht Revanche gegen den Senat verweigern, werden sofort weggesetzt werden. „Revue parisien“ kritisiert die Ueberzeugung aus, daß Faure die Regel des parlamentarischen Regiments nicht verlassen wird. Er wird der republikanischen Mehrheit Rechnung tragen.

Deutsches Reich.

* Fürst Ferdinand von Bulgarien passirte heute auf seiner Reise von St. Petersburg nach Paris die Reichshauptstadt.

* Von inspirierter Seite wird der nach der Schlacht bei Adua in der Presse mehrfach geäußerten Ansicht entgegengetreten, daß von einer der mit Italien verbündeten Mächte, namentlich von Deutschland, auf die italienische Regierung ein Druck ausgeübt worden sei, um die Letztere zum schleunigen Friedensschlusse mit dem Negus von Abyssinien zu veranlassen. Diese Ansichtung sei ebenso unbegründet wie die Annahme, daß der Mißerfolg der von Italien mit Venetia geführten Unterhandlungen auf die Rathschläge zurückzuführen sei, welche bei der Zusammenkunft in Jastan ertheilt sein sollen. In der That ist die Lage in der sich Italien nach der Schlacht von Adua befand, wäre es in keiner Weise angeeignet gewesen, Rathschläge zu ertheilen, welche das Schicksal für die Preisgabe eines großen Theils der italienischen Eroberungen auf den Dreißig abzuweisen konnten. Gleiche Erwägungen aber würden auch jetzt davon abhalten, Italien zum Festhalten schwieriger Positionen aufzumuntern. Soviel aber — die Konstatirung dieser Sache ist bemerkenswerth — sei richtig, daß in früheren Zeiten und namentlich damals, als England, natürlich in seinem eigenen Interesse, Italien aufmunterte, auch femerleits nach Kolonialbesitz zu streben, von deutscher Seite aus die italienische Regierung auf das Nachdrücklichste, aber sehr vorzüglich, gewarnt worden ist, über die Ränken die hinauszuweichen.

Die Nachricht eines Dresdener Blattes von dem Rücktritt des Kriegsministers und seiner Erhebung durch General von Schöler endet jedoch bei Begründung.

* In Reichens des Verkehres? Zwei Tage lang hat das Abgeordnetenhaus über die in der Kreditvorlage für Eisenbahnen enthaltenen Forderungen debattirt. Die Einen haben den beiden Herren Ministern in Namen ihrer Wählerfreunde auf die Zieffe gezaunt, weil „endlich“ der Serzenswunsch ihrer Wähler in Erfüllung gegangen und die Linie A-B-C in die Vorlage aufgenommen ist. Die Andern haben gemurmelt — ob nein, um Himmelswillen nicht gemurmelt, sondern nur ganz ergebend und gehoramt an den guten Willen der Herren Minister appellirt, sie doch auch „endlich“ aus der Klemme zu bringen und „im nächsten Jahre“ die ihren Wählern nicht minder begehrenswürdige Linie E-F-G aufzunehmen. Die Herren Minister haben den Dank, ebenso wie das hümmen, abzuwehnen und entgegen genommen — und wenn nicht ein Wunder geschieht, bleibt Alles beim Alten. Denn davon hat in dieser Debatte Niemand, weder ein Abgeordneter und natürlich noch viel weniger ein Minister gesprochen, daß untere Eisenbahnpolitik, d. h. untere Tarifwesen und die Grundlage für die Erweiterung des Staatsbahnesetzes und für die Unterhaltung der Kleinbahnbauten einer Reform an Haupt und Gliedern dringend bedarf, damit auch unter Eisenbahnen wieder unter das Zeichen des Verkehres komme und sich den Bedürfnissen des Wirtschaftslebens der Gegenwart anpasse. Ein Abgeordneter hat allerdings als Zukunftswunsch ausgesprochen, daß ein fester Betrag für Eisenbahnbauzwecke jährlich in den Etat eingestellt werden möge, dessen Höhe er auf 20 Millionen Mark bestimme. Die Beibehaltung dieses Wunsches spricht Bände; denn ohne Kleinbahnen und ohne daß sich damals der Staat am Bau neuer Privatbahnen theilhaftig hätte, sind unter dem Minister Wapada bis zu 200 Millionen für den Bau von neuen Nebenlinien und zu Erweiterungsarbeiten alter Linien gefordert und noch Landtage ohne jeden Anstand bewilligt worden. Daß nicht etwa die Sparfamkeit der Randboten, sondern die Fiskalpolitik der Ministerialreferent ist, welche das preisliche Aufschwimmen zum Stillstehen verurtheilt, ergibt sich schon daraus, daß n i e m a n d das A o l h e n e n i n g e f e h l e n d e r b e r e i t e w a r e n d e n V o l k s m e i n u n g e n z u v e r b e s s e r n w a r e, a l s o v o n j e h n J a h r e n, hat unterm Weisens hiesig Niemand behauptet.

* Die Münchener „Allg. Ztg.“ legt schwere Bedenken ob das Bürgerliche Gesetzbuch nach in der laufenden Tagung des Reichstages verabschiedet werden wird. Vor den Oerferien schlugen die Kommissionsberatungen nur ein sehr langames Schrittmach an. Nach dem Wiederzusammentritt der Kommission überschätzte der ultramontane Abg. Gröber diese mit einer Fülle ziemlich ausführlicher Anträge, so daß die Berathung des dritten Buchs über das Sachenrecht erst am Mittwoch beendigt werden konnte. Hiernach heißt es in der „Allg. Ztg.“:

„Für Gröber dieser günstigeren Ausblick schmeichelt man sich nicht mit der Hoffnung, die ganze Kommissionsberatung bis hinlänglich zum Abschluß zu bringen. Das würde zur Voraussetzung haben, daß die Abstimmt vom Familienrecht und vom Erbrecht in 14 Tagen erledigt würden und die zweite Lesung des ganzen Entwurfs nicht mehr als ebenfalls 14 Tage in Anspruch nähme. Es wäre möglich, darüber zu streiten, ob diese Berathung zu ermöglichen ist; man muß den Gegenstand aber nicht weniger wie können nur sagen, daß es uns von Seiten Gröber's nicht, wenn

die Berathung zutrifft. Die zweite Berathung im Plenum würde also, wegen der für die Verfertigung der schriftlichen Berichte und deren Studium durch die Abgeordneten erforderlichen Zeit, frühestens 14 Tage nach Hinfließen, d. h. am 8. Juni, beginnen können. Ein en-bis-Annahme der Kommissionsarbeit ist nicht zu denken; wird aber die Einzelberatung im Plenum einmal begonnen, dann werden sich zweit- und dritte Lesung zusammen genommen bis besterträglich in den Juli hinein erstrecken. Daß während dieser ganzen Zeit der Reichstag in der vorgerückten Beschlußfähigkeit verbleiben wird, ist nach den gemachten Erfahrungen nicht zu erwarten. Die Verhandlungen werden dann ganz von dem Wohlwollen der Sozialdemokraten abhängen. Freie aber haben ein natürliches Interesse daran, das Bürgerliche Gesetzbuch möglichst lange in der Enge zu halten. Daß man ein solches Interesse — ob mit Recht oder mit Unrecht, bleibe dahingestellt — auch dem Centrum nachzugesagt hat, ist bekannt. Nach alledem sieht man, daß die Möglichkeit der Beilegung des Bürgerlichen Gesetzbuchs vor den Sommeranfang allerdings nicht ausgeschlossen, daß zur Verwirklichung dieser Möglichkeit aber eine außergewöhnliche Gunst des Schicksals erforderlich ist.“

* Das Plenum des Reichstags hat gestern die Wahl des Abgeordneten Dr. Alexander Meyer, des Vertreters für Halle und den Saalkreis nach längerer Debatte für ungiltig erklärt. Es ist insofern dessen eine Neuwahl in unserem Wahlkreise erforderlich, bezüglich der geirigen Reichstagsdebatten verweisen wir auf unsere parlamentarischen Berichte.

* Von der Landtagung der Sozialdemokraten ist es zwar still geworden, aber sie ist trotz der hohen Stellen, welche überall die Lohnbewegung fühlte, und trotz der lebhaften Diskussion über die Maßregeln festweges eingeschlagen. Die Hochachtung der vom Verkehre wenig berührten Deutschen mit sozialistischer Literatur dauert unangenehm fort und ist im Abnehmen begriffen. Wo die Sozialdemokratie es möglich machen konnte, hat sie sich an den Gemeindevorständen theilhaftig und in etwa 25 Ortschaften, in deren Vertretung bisher kein Sozialdemokrat lag, ist sie eingezogen. Es werden Siege aus Dörfern gemeldet, in denen die Industriebevölkerung fast ganz bedeutungslos ist. Die Mißverhältnisse werden überall auf Geheiß bearbeitet und gewonnen und man muß sich fragen, was dies Alles bewirken soll? Indessen, zunächst ist's genug, auf diese Fälle thätig hinzuwirken, welche die hinter den Volkserführer stehenden Regionen vermehren soll.

Deutscher Reichstag.

Der Reichstag hat sich während der letzten Sitzungen bei weniger interessanten Debatten eines zahlreichen Besuches von Seiten der Volksvertreter zu erfreuen. Die Jungen behaupten, daß die in wenigen Tagen beginnende Berliner Gewerbestellung ihre Schattentage in den großen Parlamenten sei, an der Sommerstraße vorauferwerfend und Veranlassung zu dem ungewohnten vermehrten Zusuge der Abgeordneten nach dem Reichshauptstadt. Wir vermögen an diese Unterthückung vernünftigerweise Bewegungen nicht glauben, können uns aber, bei aller Hochachtung vor den lauten Interessen erhabener Parlamentarier nicht zu einer Söde optimistischer Aufassung hinanzulassen, die den Grund zur Fülle des Saales in der langjährig fortgeführten Theilnahme unserer Volksboten an den parlamentarischen Arbeiten suchen möchte. Die seit einigen Tagen mehrfach auf die Tagesordnung gestellten, immer wieder hinausgeschobenen Wahlprüfungen vielmehr sind es, in denen man die Ursache für die an sich erfreuliche Thatsache des regen Besuches finden dürfte; immerhin hat also selbstthätiges Parteinterese die Fülle des Hauses verurteilt, und trauernd über den optimistischen Zufuscher sein Haupt verhillen. — Als giltig werden erklärt die Wahl der Herren von Seidlich, v. Karlowitz, v. Heibitz, Graf zu Limburg-Sirum, Süpden. — Bei der Besprechung der Wahl von Dr. Meyer-Halle beantragt Zurücksetzung an die Kommission. In der Verhandlung weist der Abgeordnete G a m p (Reichsp.) darauf hin, daß man doch den Landtrahen während der Wahlprüfung nicht die politischen Rechte absprechen sollte. Das ließe den politischen Beamten die politischen Rechte kürzen, welche ihnen die Verfassung wie anderen Staatsbürgern gewährleistet. Erst um 1/2 Uhr wird die Debatte geschlossen, und da, das Ergebnis über den Antrag auf Rückweisung zweifelhaft ist, folgt die Abstimmung durch Sammelstimmung, wobei sich 125 Stimmen gegen 79 gegen Rückweisung ausprechen. Die Wahl wird dann für ungiltig erklärt.

Die Wahl des Abg. K u p p beantragt die Kommission für giltig zu erklären und dem wird mit großer Mehrheit entprochen. Bei der Besprechung der Wahl des Abg. S o l s haben die Polen einen Antrag auf „ungiltig“ eingebracht, während die Kommission Beanstandung vorbrachte. Abg. G a m p macht darauf aufmerksam, daß bei den Berechnungen von Personen der Wahlortstände dieses Mal von der Vergebung abgesehen worden sei, wozu keine Berechtigung vorlag, vielmehr der Minderen erwerd werde, als ob die Mehrheit der Wahlprüfungs-Kommission sich von politischen Grundfragen lassen löse. Da bei der Abstimmung sich Beschlußfähigkeit des Saales herausstellte, mußte die Fortsetzung der Debatte über die Wahl des Abg. S o l s vertagt werden. Nächste Sitzung Montag 1 Uhr: Wahlprüfungen. Fortsetzung der Debatte in zweiter Lesung. Schluß 6 1/2 Uhr.

76. Sitzung am 24. April, 11 Uhr. Auf der Tagesordnung stehen Wahlprüfungen. Für giltig werden erklärt die Wahlen der Abg. v. Seidlich



Die Anadolische Juuo.

19) Roman von Hans Wachenhusen.

Stefan trat inzwischen hoch erregt auf die Engländerin zu, er legte die Hand auf den Arm, die auch ihn mit ihrem schon im Krankenzimmer geäußerten Stumpfſinn anſtarrte, dann die Augen vor dem ſeinigen ſenkte, als ſei ſie noch außer Faſſung.

„Der Arzt geſtattete mir nicht,“ ſprach er halbblau. Er deutete auf die Thür ſeines Privat-Empfangszimmers und führte die noch immer ganz Faſſungsloſe über die Schwelle . . .

Einem Marmorbilde gleich, ruhte Emmy am nächſten Nachmittage im Sefſel ihres Bruders, mit eingefunkenen Zügen, tief zurückgetretenen, glanzloſen Augen, farbloſen Lippen, um die ſich eine Falte des Schmerzes gegraben. Sie war mit der Mutter allein in dem kleinen, ebenſo ſorgſam als luxuriös ausgeſtatteten Gemach. Ein trüber Herbsthimmel warf nur ein mattes Licht auf die rothbeidene Wandbekleidung, auf alle die koſtbaren Nippſachen der Etageren.

Emmys Bruſt athmete noch ſo matt. Nach einem langen Schlummer der Ermüdung hatte ſie ſich erſt am Mittag erhoben; ſie fühlte ſich, wenn auch nicht wohl, doch befreit von den Schmerzen und der Arzt hatte ſeine volle Befriedigung über ihren Zuſtand ausgeſprochen.

Die Mutter ſelbſt hatte die Nacht hindurch an ihrem Lager gewacht; Gregor war zweimal ſchon gekommen, um nach ihr zu fragen, und ſoeben erſt mit einem heimlichen Blick auf ſie gegangen. Es ſchien, als wolle ſich das alte Vertrauen zwiſchen den Dreien wieder herſtellen und war die Genesende auch jetzt noch ſchweigſam, ſo erklärte dies ihre körperliche Schwäche.

„Ich bin ſo glücklich, Emmy,“ — das ganze Mutterherz lag in der Stimme der alten Dame — „daß dies ſo glücklich überwunden; ich darf auch Deinen Nerven nichts zumuthen, aber . . .“ Sie ägerte noch immer, des Sohnes ſtumme Aufforderung zu folgen — „der Arzt ſelbſt begehrt aber eine, wie ſoll ich ſagen, eine Erklärung des ihm Unbegreiflichen, der fürchtbaren Schmerzen, die Dich ſo plötzlich überfielen. Was er mir geſtern zu geſtehen als ſeine Schuldigkeit, ſeine ſtrengſte Pflicht nannte, und mir als Mutter Dir zu ſagen überließ, es iſt mir eine bittere Aufgabe, dies zu berühren, aber er gemahnt mich heute wiederum daran, heute, da ich den erſten Eindruck des Schreckens überwunden, und ich muß ihm genügen.“

Sie ſchwieg nochmals, der Tochter Hand preſſend. Dieſe ſchlug die glanzloſen Augen fragend zu ihr auf.

„Was kann es Neues und Schlimmes ſein, das Dich ſo erregt, daß Du nicht die Worte findeſt dafür?“ fragte ſie faſt tonlos mit trockenen Lippen. Die Mutter ſah betroffen ihren Gleichmuth; ſie hatte geglaubt, ſchon halb verſtanden zu ſein. Ihre Bruſt hob ſich mit einem Seufzer. Sie ſuchte nach Worten der Schonung.

„Der Arzt hat Dir gegenüber geſchwiegen, wie ich ſagte, aber ich, Kind, ich ſoll die Frage thun: was konnte Dich zu einem ſolchen Grade des Lebensüberdruſſes treiben, zu dem Entſchluß, Deinem Leben ein Ziel zu ſetzen, zu einem Vernichtungsmittel zu greifen, deſſen tödtlicher Wirkung rechtzeitig zu begegnen . . .“

Die junge Frau ſtarrte die Mutter mit großen Augen und halb geöffneten Lippen an, als koſte es ſie Mühe, zu begegnen.

„Ich verſtehe Dich nicht Mutter! . . . Was ſagte Dir der Arzt?“

Wieder daſſelbe Erſtaunen der Baronin. Sie hatte ihre Tochter nie ſo gekannt, wie ſie dieſelbe in dieſem Augenblick finden mußte.

„Daß Du zu einem Gift Deine Zuflucht genommen, anſtatt wenigſtens Deiner Mutter Dein Leid . . .“

Emmys Hände entzogen ſich der ihrer Mutter, ſie erhob die eine, preßte die andere Hand auf die Bruſt.

„Zu einem . . . Gift?“ rief ſie mit Anſtrengung. Ich zu einem . . .“ Das Wort kam nicht wieder über ihre Lippen; ſie legte die Stirn in die weiße Hand. „War ich geſtern von Sinnen?“ ſprach ſie vor ſich hin. „Und wäre es geſeſen . . . o, es hätte ja ſein können . . . Aber nein, ich war es nicht . . . Woher hätte ich dies genommen . . .? Ich erinnere mich genau, wie das geſtern geſchehen . . .“ Sie ſchüttelte bitter lächelnd das Haupt.

Der Baronin Augen haſteten mit einem Ausdruck des Schauderns auf dem Antlig der Tochter, die Stimme verſagte ihr. Sie fuhr mit den Händen nervös an die Stirn und Bruſt umher, ſuchte nach Athem, blühte mit demſelben Schauder umher, ſich verſichernd, daß Niemand zugegen, und erfaßte dann fuß heftig Emmys Arm.

„Sag die Wahrheit, Du thateſt es nicht?“ rief ſie aus. Daſſelbe bittere Lachen antwortete ihr.

„Sagte Dir wirklich der Arzt . . .? Wie kam er zu ſolchem Verdacht . . .? Und ich ſelbſt, ſagte er, ich ſelbſt ſollte . . .“

„Er ſprach von einem tödtlichen Gift, das Du genommen, vielleicht im Uebermaß einer Empfindung eines . . .“

Emmys Bruſt hob und ſenkte ſich fürmlich bei den leſen Worten.

„O, dieſes Uebermaß, es iſt freilich da!“ Sie legte die Stirn wieder in die Hand. „Ja, es iſt vorhanden, aber es fand mich bereit zu dulden, was mir beſchieden! . . . Sahſt Du mich unter ihm zuſammenbrechen, erliegen? Wied ich Euch nicht, um es allein zu tragen? . . . Sag dem Arzt, er habe ſich getäuſcht, Deine Tochter ſei gewappnet, auch das Allerſte zu ertragen!“

Die Baronin, leichenblaß, ſann vor ſich hin. Sie vermochte den Gedanken nicht zu faſſen, der ſich ihr aufdrängte, deſſen Bedeutung ihre Glieder wie Eis durchdrann.

„Schwöre mir, Emmy, daß Du die Wahrheit ſagſt! Was könnte es auch geben, das Dich Deiner Mutter gegenüber zu einer Lüge zu treiben vermöchte!“

„Nichts Mama!“

Emmys Blick war mit einer Aufrichtigkeit auf ſie befeſtet, daß ihr kein Zweifel blieb.

„Unmöglich, daß der Arzt in ſeinem Urtheil eines ſolchen Irrthums fähig!“ rief die Baronin ſich mühsam aufrichtend.

„Aber,“ ſie verhüllte das Antlig und nahm dann plötzlich in ſchnellem Wechſel der Empfindung den Sefſel wieder.

„Erzähle mir, wie dies geſtern zugegangen, erinnere Dich aller Umſtände, auch der kleinſten, verſchweige nichts!“

Emmy, der Mutter Weſen für Exaltation, für ein Mißverſtehen der Aeußerungen des Arztes haltend, ſchien ſelbſt das Bedürfniß zu empfinden, ſie zu beruhigen. Sie ſann einige Sekunden, dann erzählte ſie mit der größten Geiſtesklarheit von dem, was ihr über den geſtrigen Tag noch im Gedächtniß, ehe ſie von ihren Schmerzen überfallen worden.

Mrs. Lea war gegen ihre Gewohnheit ſchon am Morgen gekommen mit der Mittheilung, daß ſie auf dringendſten Wunsch der Ihrigen endlich nach England zurückkehren müſſe, wie ſie ſchon ſeit Wochen geplant. Sie war gekommen, um Abſchied zu nehmen und deshalb früher als ſonſt. Emmy hatte ſie aufgefordert, das Frühſtück mit ihr einzunehmen und dann eine Spazierfahrt mit ihr in ihrem Kupee zu machen, da ſie ſich nach friſcher Luft ſehnte. Stefan habe um dieſe Zeit ohne einen Morgenruß für ſie das Haus verlaſſen.

Mrs. Lea hatte dieſe Einladung ihrer Reifevorbereitungen wegen ablehnen müſſen, war jedoch mit ihr in dem Kupee bis nach ihrer Wohnung gefahren. Emmy hatte, während ſervirt wurde, ſchnell die Toilette gewechselt und war dann zu ihr zurück-

gelehrt, um den Thee mit ihr einzunehmen. Aber schon während sie mit Lea nach dem Frühstück über deren Reise plauderte, war sie plötzlich von so heftigen Schmerzen befallen worden, daß Mrs. Lea sie in ihr Schlafgemach hatte führen müssen. Dort auf das Lager sinkend, hatte sie das Bewußtsein verloren und seitdem Mrs. Lea nicht mehr wiedergesehen, da diese am Abend habe reisen müssen.

In der Ueberzeugung noch immer, daß der Arzt sich geirrt oder die Mutter ihn mißverstanden, hatte Emmy das ruhig erzählt, ohne der letzteren wieder steigende Unruhe zu gewahren. Diese aber, als sie geendet, fand keine Ruhe mehr.

„Ich muß zum Arzt, muß Gregor benachrichtigen, es tagt etwas Furchtbares in mir! Ein Arzt wie dieser kann sich in so ernstlicher Sache nicht täuschen!“

Emmy suchte nach ihrer Hand, um sie festzuhalten; sie war nicht zu bannen.

„Du läßt mich allein!“ klagte sie.

„Ich kehre wieder, ich verlasse Dich nicht, nein, jetzt nicht mehr! Du warst schon zu viel allein, ich mache das Dir und mir zum Vorwurf! Bei uns hast Du Rath und Trost zu suchen, wenn Du Dich unglücklich fühlst . . . Du armes, armes Kind!“

Sie beugte sich über sie, umschlang sie und küßte sie auf die kalte Stirn, dann schellte sie stürmisch, besahle eine Droschke und verschwand mit fast jugendlicher Elastizität.

Emmy richtete sich im Sessel auf.

„Es ist mir, als sei ich aus einem wüsten Traum erwacht, um . . . Nein, es geht ja kein Tag, keine Sonne für mich auf . . .“

Sie starrte in den dunklen Volkshimmel . . . „Es war nur eine schreckliche Szene in dem elenden Drama meines Daseins! Andere, wohl schlimmere stehen noch bevor, sie wollen noch bestanden sein! — aber die Mutter hat recht, an ihrer Stelle ist mein Platz, seit ich verlassen, ja verlassen und verrathen bin! Sie soll wissen, Alles, was mir das arme Herz zernagt, ich habe ja selbst dieses junge Weib nicht mehr, dem ich mich anvertrauen konnte. Auch sie ist fort! Ich empfinde allerdings kein Verlangen nach ihr, wie ich glaube, zu meiner Erleichterung mittheilen durfte, sie hatte kein wirkliches Herz, und sie war mir nur eine Gesellschafterin in Ermangelung einer anderen! Der Unglückliche hat ja keine Wahl! Sie war fremd hier und ihr glaubte ich meine Klagen anvertrauen zu dürfen! . . . Räme die Mutter nur bald zurück! Dieses unheimliche Gefühl, es wächst in mir! Ich möchte dieses Haus mit ihr verlassen, ja ich will es! Hier wird mich das Unglück auch weiter noch suchen, dort kann ich ihm vielleicht ausweichen. Es ist Thorheit dieser stumme, ohnmächtige Trost.“

Sie kehrte in ihr Schlafgemach zurück. Aber hier war es, als lege sich ihr die Luft centnerschwer auf die Brust. Sie wollte die Kammerfrau rufen, ihr sagen, die Mutter begehre, daß sie sich ihre Pflege auf einige Tage anvertraue. Was sie an Kostbarkeiten besaß, war ja leicht mit fortzunehmen! —

Der Vorlag gab ihr Erleichterung. Sie wußte, daß sie damit auch dem Wunsch der Mutter entgegenkomme, den diese ihr schon angedeutet — Fort also! Hier war nicht mehr ihre Stätte, hier, wo sie nur in schlummerloser Nacht den Gatten in's Haus zurückkehren hörte, wenn er überhaupt sein Heim noch suchte! . . .

16.

Ein heftiger Druck auf das Thürschloß erschreckte sie, ein Laut peinlichster Ueberraschung entrang sich ihren Lippen, denn sie sah Stefan eintreten.

Zitternd hatte sie sich erhoben, die Hand auf die Brust pressend, suchte sie nach Fassung, sie wagte nicht, auf ihn zu blicken.

Er war in Paletot und Hut, als sei er eben in's Haus zurückgekehrt. Nichts in seinem Anstich erinnerte an das stets so verbindliche Lächeln, durch das er alle Welt zu bestechen gewohnt. Seine Augen begegneten ihr finster, als sie, regungslos dastehend, doch wenigstens seinen Gruß erwartete.

Aber er vergaß auch diesen, er deutete schweigend und fast gebietend auf einen Sessel, wartete, bis sie diesen nehmen werde, und ließ sich dann auf einen anderen in kurzer Entfernung nieder.

„Der Arzt wird wohl freundlichst nichts dawider haben, wenn ich mich wenigstens heute Dir präferire, wie weit ich Dir jetzt willkommen bin, das mag dahin gestellt sein,“ begann er mit rauher Stimme, die ihr eine feindliche Absicht verrieth.

Er machte eine Pause, als erwarte er ihre Antwort. Sie schweig, ohne ihn anzublicken, nur bedacht, ihre Ruhe wieder zu finden.

„Ich war auf alles Andere gefaßt, nur auf Dies nicht!“ fuhr er ebenso rauh fort.

„In der Stadt geht sogar schon ein boshaftes, schadenfrohes Gerücht, Du habest Deinem Leben ein Ende zu machen versucht! Es kostet mir die erdenklichste Mühe, dies zu widerlegen, dem ja selbst gestern, als Du, mir so unerwartet auf den Tod erkrankt, nicht einmal gestattet worden, zu Dir zu bringen! Auch der Arzt beschönigte oder verschwiegel mir gestern zu Deiner Ehrenrettung die Wahrheit, ebenso Mrs. Forbes, während selbst die Dienerschaft doch dieselbe errathen und dieses mich so schwer verlegende Gerücht aus dem Hause getragen haben muß! Ich erstarre, wenn ich mir vorstelle, daß ein junges Weib von Deiner Familie, Deiner Erziehung nicht sich selbst, sondern auch mich so . . . Doch Du verstehst mich! Du begreifst also auch, wenn ich um nicht überall ein Gegenstand des Mitleids zu sein, mich wenigstens auf kurze Zeit von hier entferne, während welcher Du ja vollends genesen, freilich damit nur bestätigen wirst, daß irgend etwas mit Dir vorgegangen!“

Emmy hatte ihn nicht unterbrochen, anfangs erschrocken, eine solche Beschuldigung auch aus seinem Munde hören zu müssen, dann diesen Eindruck überwindend, athmete sie leichter, als er von dieser seiner Absicht sprach. Wiederum aber verurteilte ihr auch diese ein Vangen vor seinen möglichen, wirklichen Plänen, sie bedurfte also wieder neuer Sammlung.

„Ich gebe Dir Recht,“ begann sie endlich, „daß Familie und Erziehung selbst ein unglückliches Weib vor einer That bewahren müssen, deren Du mich beschuldigt! Das es mein erster Wille war, mich vor einem solchen Wahnsinnstakt zu schützen, bestätigte Dir bereits unsere lezte Unterhaltung und ich danke Gott, daß er mir die Kraft gegeben, in diesem Entschluß unbeuglich zu verharren. Mich gegen eine solche Beschuldigung zu vertheidigen, das erachte ich als unter meiner Würde! Mrs. Forbes, die für mich auftreten könnte, ist leider abgereist, indeß mein eigenes Zeugniß genügt mir!“

Sie holte tief Athem, um auf etwas Anderes zu kommen, sah auch nicht einmal seine zweifelnde, keineswegs überzeugte Miene.

„Ich darf Dich nicht hindern,“ fuhr sie fort, „daß Du das Band zwischen uns, das ich als ein so heiliges, unlösbar betrachte und noch betrachte, wenn nicht zerrissen, doch schwer verletzt hast, wird Dir Dein eigenes Gewissen sagen, möge Dich dasselbe zu mir zurückführen, sobald Du bereit bist, seine Stimme zu hören!“

Sie erhob sich, ihre letzten Worte, mit so viel Entschlossenheit gesprochen, schienen einen Eindruck auf ihn nicht zu verhehlen. Die Erbitterung schwellte die Adern in seinen Schläfen, seine Hände ballten sich, sie sah es nicht, abgewendet, wie sie da stand, und er fand Zeit, in sich niederzutämpfen, was schon dem Ausbruch nahe.

„Was ich gethan, — ich habe es Dir eingestanden — es ist nicht ungeschehen zu machen!“ sprach er dumpf und scheinbar zerknirsch. „Du kanntest vor unserer Vermählung mein Bedürfniß, zu leben, und ich besaß die Mittel hierzu. Das Unglück nahm sie mir und auch Du hast jetzt mit mir zu tragen, was ich nicht abzuwenden vermocht, denn Du theiltest unsere Lebensweise.“ (Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Eine vornehme Frau.

2) Roman aus der Neuzeit von Karl Wartenburg.

In gewisser Beziehung hatten sie nicht Unrecht.

Zwei Thatsachen, die dem größeren Publikum unbekannt blieben und deren Einzelheiten nur wenige der Familie Weber näherstehende Personen kannten, hatte diese Verbindung wesentlich herbeigeführt. Beschäftigen wir uns einen Augenblick mit diesen zwei Thatsachen, die sich in die wenigen, aber wichtigen Worte zusammenfassen lassen: Viktor rettete Herrn Webers Vermögen und vertheidigte Clotildens Mädchenehre.

Es war ein Jahr vor dem Zeitpunkt, in welchem unsere Erzählung beginnt.

Die große amerikanische Geldkrisis war ausgebrochen und wie ein wirbelnder Sturmwind pflanzte sich die Erschütterung über den Ocean nach England und Deutschland fort. Unvergeßlich wird jener Herbst des Jahres 1857 in den Annalen der Kaufmannswelt bleiben. Alte, hundertjährige Firmen wurden wie welke Blätter von dem Markt des Lebens geweht, die solidesten Häuser, deren Kredit man für so unerschütterlich ge-

halten wie die Grundvesten der Erde, stürzten zusammen in Gemeinschaft mit einer zahllosen Menge jener Kartenhaus-Existenzen, jener leichtsinnigen und unreellen Geschäfte, die nicht einmal auf Sand, sondern auf Papier, auf ganz ordinärem Papier aufgebaut waren, und deren Inhaber sich nur so lange im Sattel gehalten hatten, weil sie die Kunst der Wechselreiterei trefflich verstanden. . . . Das Haus Heinrich Weber wurde auch von der Krisis betroffen. Es stand eine Summe von achtzigtausend Thaler auf dem Spiel, die es infolge eines Geschäftsabchlusses mit einem Rotterdammer Haus über Kaffeelieferung zu verlieren im Begriff stand.

In gewöhnlichen Zeitläuften würde der Verlust dieser Summe Herrn Weber zwar empfindlich berührt, aber keinen weitem Einfluß auf das Haus ausgeübt haben. Unter den gegenwärtigen Umständen aber bedrohte er den Bestand der Firma. In dieser gefährlichen Lage wandte sich Herr Heinrich Weber an seinen alten Rechtsbeistand, den Justizrath Hey.

„Hier kann nur persönliches Auftreten wirksam sein,“ erklärte der Justizrath, „ich bin zu alt und kränklich, um nach Rotterdam zu reisen. Ich will Ihnen aber einen jungen Mann vorschlagen, der einige Jahre auf meinem Bureau gearbeitet hat und der ebenso gewandt als energisch ist. Es ist der Rechtsanwalt Viktor Linden. Hier ist seine Adresse. Ich kenne keinen unter allen meinen Kollegen, der sich für eine solche Mission in dem Grade eignete wie Linden.“

Am Abend desselben Tages fuhr Herr Weber in Begleitung des jungen Advokaten mit dem Kourirzug nach Rotterdam, wo es der Energie, der Gewandtheit Lindens gelang, den Verlust abzuwenden. Herr Weber gestand ihm offen, daß er ohne ihn verloren, ruiniert gewesen wäre. In die Familie des Kaufmanns eingeführt, lernte er Clotilde kennen. Das junge, schöne Mädchen erregte bald sein Interesse. Ein Vorfall kam hinzu, der sie zum großen Dank gegen ihn verpflichtete. . . . Auf einem Ball hatte sie die Galanterien und Huldigungen eines jungen Offiziers aus augenblicklicher Laune, vielleicht nicht ganz mit jener Zurückhaltung angenommen, welche die Sitte fordert. Genug, der Offizier, einer jener eiteln Menschen, die ihre kleinsten Triumphe bei weiblichen Herzen alexandrischen Eroberungen gleichstellen, rühmte sich in einem Kreis junger Männer, unter welchem sich auch Linden befand, seiner Erfolge bei Fräulein Weber.

„Fräulein Weber behandelte Sie jedenfalls deshalb freundlich, weil Sie glaubte, daß Ihre Uniform nicht von einem Gedenkschild, sondern von einem Manne getragen werde.“ sagte er zu dem Offizier.

Die Folge dieser Bemerkung war ein Säbelduell, dessen Ausgang den jungen Offizier einige Wochen ans Bett fesselte, und ihm Zeit ließ, über die Tugend der Schweigsamkeit nachzudenken.

Der Vorgang blieb Clotildens nicht verborgen und steigerte ihr Interesse für den jungen Advokaten, mit dem sie allwöchentlich einige Mal in den Abendgesellschaften zusammentraf, die ihr auf seinen Reichthum stolzer und prunkliebender Vater gab. So hatten Viktor und Clotilde sich kennen und lieben gelernt. Wohl hatte es einen Sturm gegeben, als eines Abends die beiden Liebenden vor den stolzen Kaufherrn traten und der junge Advokat von ihm sein einziges Kind zum Weibe begehrte, aber eben, weil es das einzige Kind war, vermochte Herr Heinrich Weber nicht „Nein“ zu sagen, nachdem sie ganz entschieden Papa versichert hatte, keinen andern Mann lieben zu können. . . . So mußte er denn seine Hoffnung, einen adeligen Schwiegerjohn zu bekommen, aufgeben. Aber warum hatte Baron Portheim, der junge Chef eines der ersten Bankhäuser der Stadt, auch so lange mit seiner Werbung gezögert? Clotilde hatte freilich Herrn von Portheim sehr kalt und fast zurückweisend behandelt, insofern konnte ihr Papa dies nicht verdenken, so lange der Baron bloß um sie herum scherzte und tändelte, denn der junge Herr stand allerdings in dem Rufe ein Lebemann zu sein, der schon mehr als ein Mädchen durch seine Huldigungen bloßgestellt hatte.

„Es ist ein Weltkind, von dessen Flügeln die rauhe Hand des Lebens erst den bunten Staub streifen muß, bevor er das Eitle und Thörichte seines Treibens erkennt“, hatte des Kaufherrn Vetter, der junge Parrovisar Johannes Frommhold, kürzlich über Baron Portheim geäußert, „er ist aber dem wahren Heile näher, als mancher andere,“ und darauf hat er einen finsternen Seitenblick auf Viktor geworfen, „der im Bewußtsein seiner Tugend nichts von der göttlichen Gnade wissen will, ohne welche der Mensch in seiner Sündhaftigkeit für diese und jene Welt verloren.“ Viktor erinnerte sich dieser Worte als er durch die Straßen der inneren Stadt hinaus nach der Villa des Kaufherrn in der Marienstadt eilte. . . . Ein unan-

genehmes Gefühl beschlich ihn bei dem Gedanken, daß der fromme Vetter, der seit einer Woche zum Besuch in dem Weberischen Hause war, dem heutigen Abendthee beizuwohnen sollte. . . . Auch Herr von Portheim, der die kleine Schauspielerin mit seinen Liebesanträgen verfolgte, sollte er dort treffen. Der Kommissionsrath, diesen Titel führte Lindens zukünftiger Schwiegervater, hatte nun einmal eine Vorliebe für den adeligen Bankier, dessen aristokratische Manieren ihm imponirten. . . .

„Wenn doch Clotilde nicht reich wäre,“ seufzte der junge Mann, „ich wäre viel, viel glücklicher!“ er meinte es ehrlich. Der Glanz des Reichthums wirkt, wie die Flamme des Lichtes: Beide ziehen Schwärme von lästigen Mücken an.

Es schlug auf der Marienkirche sechs Uhr, als Viktor in die Straße einbog, in welcher die Villa des Kommissionsrathes lag. Der Herbstabend war völlig hereingebrochen. Durch die dicken Nebel glühten die Gaslaternen, seiner Regen rieselte von dem grauen Himmel nieder, in den Gärten, die links und rechts die Straße einrahmten, wirbelte der Wind das gelbe Laub von den Bäumen und jagte es quer über das Trottoir. . . .

Eine schwermüthige Stimmung, die nicht selten den frischen Lebensmuth Viktors verdrängte, überfiel ihn. — Er beschleunigte seine Schritte, schon glänzten ihm die Fenster der Villa entgegen. Er schaute sich auf ein paar Augenblicke allein zu sein mit der Geliebten, mit ihr zu plaudern, ihre Hand in der seinigen zu halten, das Haupt an ihre Schulter gestützt. — Er warf einen Blick hinauf nach Clotildens Zimmer, es war dunkel, die Fenster des Gesellschaftszimmers dagegen waren hell erleuchtet. Die Schwermüth, die ihn zuweilen beschlich, war nicht ohne Grund, sie wurzelte in seiner Vergangenheit. Sein Vater war ein geschickter Bildhauer gewesen, dessen Werke ihm und den Seinigen ein schönes heiteres Dasein hätte sichern können, wenn er nicht der Leidenschaft des Trunkes und Spieles anheimgefallen wäre. Er starb frühzeitig, der jungen Wittve, die eine gefeierte Sängerin gewesen war, die Sorge der Erziehung für den einzigen Sohn überlassend. Und wahrlich, manche bange Sorge hatte das arme Mutterherz gedrückt, gefoltert. Während Viktors Studienzeit war die Revolution von 1848 ausgebrochen. Mitglied einer bürgerlichstlichen Verbindung hatte er sich an der Volksbewegung betheiligt. Er kam in Untersuchung, wurde mit mehrmonatiger Gefängnisstrafe belegt und erhielt nur mühsam, durch Verwendung einer hochstehenden Dame, der Prinzessin Maubilde, an die sich seine Mutter gewandt, die Erlaubniß zur advokatorischen Praxis.

Kurze Zeit darauf starb sie, mit einem Lächeln auf den Lippen, denn sie hielt die Zukunft ihres Kindes für gesichert.

In dem Hause des Kommissionsraths angekommen, empfing Viktor von dem Portier, daß Herr Weber ausgefahren sei. Langsam stieg der junge Advokat die breiten, hellerleuchteten, mit bunten, weichen Teppichen belegten Stufen hinan, die zum ersten Stockwerk führten.

„Ist Besuch da?“ fragte er, Hut und Stock ablegend, im Vorzimmer den Bedienten.

Der Diener nannte einige Damen und Herren, darunter auch den Namen des Barons von Portheim.

Eine Wolke verdunkelte Viktors Stirne; er erinnerte sich Adelsens Mittheilung über das goldene Armband, das ihr der junge Roué in die Garderobe geschickt hatte.

Bei seinem Eintritt in den Salon fand er die kleine Gesellschaft um den großen runden Tisch in der Mitte des Gemachs gruppiert.

Der junge Mann grüßte höflich und rasch und ging dann auf Clotilde zu, die, ihm die Hand entgegenstreckend, Vorwürfe über sein spätes Kommen machte. Schon nach fünf Uhr hatte er eintreffen wollen und jetzt war es bald sieben.

„Ein Zufall hielt mich länger, als ich wollte, auf, liebe Clotilde,“ entschuldigte sich Viktor, die kleine schmale Hand seiner Verlobten an die Lippen drückend.

„Die Ausrede laß ich nicht gelten. Zur Strafe wirst Du mich heute Abend in die Oper begleiten.“

„In die Rosenfee?“

„In die Rosenfee,“ nickte sie schalkhaft lächelnd, denn sie mußte, daß er kein Freund dieser Zauberobern war. „Ich muß Dich daran gewöhnen, mich nicht warten zu lassen,“ setzte sie leise hinzu. „Begleitest Du uns, Vetter Johannes, in das Theater?“ fragte Clotilde einen jungen, schwarz gekleideten Mann mit langem, braunem, glattegetheiltem Haar, der, ohne an der Unterhaltung, die Herr von Portheim mit zwei jungen Damen über Välle und Konzerte pflog, theilzunehmen, gedankenvoll vor sich hinblickend im Sessel saß, ein Zeitungsblatt in der

s nicht!
schaden-
u machen
u wider-
t auf den
bringen!
u Deiner
end selbst
so schwer
h!
Ich
n Deiner
h mich so
weinn ich
in, mich
welcher
irst, daß
den, eine
müssen,
als er
schachte ihr
Plänen,
Familie
That be-
es mein
ahnfirmen-
e Unter-
ie Kraft
erharren.
en, das
die für
eigenes
kommen,
überzeugte
Du das
bar be-
schwer
töge Dich
Stimme
schlossen
zu ver-
Schlafen
wie sie
as schon
en — es
d schein-
g mein
l hierzu.
t mir zu
thelltest
olgt.)
boten.
g.
mbekannt
e Weber
g wesent-
blick mit
wichtigen
ers Ver-
n unsere
hen und
hütterung
Unver-
alen der
wurden
deht, die
rich ge-

schlaf herabhängenden Zinken. Der Gefragte hob langsam seine dunklen nicht sehr großen Augen zu dem jungen Mädchen empor.

„Ist das Dein Ernst, Kousine Clotilde?“

„Gewiß Johannes...“ antwortete sie mit leichtem Erstaunen über den Ton seiner Frage.

„Ich danke Dir für Deine Freundlichkeit, Kousine... Ich werde zu Hause bleiben. Ich liebe diese Zerstreungen nicht, die den Geist töten, das Herz verderben und das Fleisch zum Herrn über uns machen...“ sprach er langsam mit klangvoller Stimme, deren Ton etwas Weiblichweiches hatte und versenkte sich wieder in die Lektüre der Kirchzeitung.

„Werkwürdig...“ lächelte Herr von Bortheim, ein junger, äußerst eleganter Mann, mit seinem Schnurrbärtchen und dünnem hellbraunem Haar, die Ansichten des Herrn Parrocks stimmen ganz mit denen des Herrn Rechtsanwalts überein. Herr Linden würde auch lieber daheim bleiben, als mit uns in die Oper fahren...“

„Ich denke aber doch, daß ein kleiner Unterschied zwischen den Anschauungen des Parrocks und den meinigen ist...“ warf Viktor kalt und trocken ein.

„Das glaube ich auch,“ fügte der junge Theolog leise hinzu, sein Auge einen Moment von der Zeitung erhebend und den Verlobten seiner Cousine mit einem Blick streifend, dessen Ausdruck Clotilde betroffen machte, „wir lassen uns nur zu oft durch äußere Ähnlichkeit täuschen, ohne der inneren Verschiedenheit nachzuforschen...“

Der Eintritt des Kommissionsrathes unterbrach die Unterhaltung, die einen peinlichen Charakter anzunehmen drohte.

Herr Weber war ein Mann im Ausgange der Fünfziger mit jenem anspruchsvollen Wesen in Gang, Miene und Geberde, das man bei allen Emporkömmlingen findet, die an und für sich mittelmäßigen Geistes und Charakters, mehr durch die Gunst der Verhältnisse, als durch eigene Kraft emporgehoben wurden. Kopf und Herz hat bei ihnen nicht gleichen Schritt halten können mit dem Lauf ihres Glücksternes...“

Indessen milderte ein gewisser, lebenslustiger Zug in seinen Mienen den Eindruck seines mehr als selbstbewußten Auftretens. Dem Manne sah man es an, daß er sich freute, wenn seinen Gästen sein Champagner und sein Braten schmeckte, daß er stolz darauf war, Gastfreundschaft üben zu können und darin einen Genuß fand.

Wenn ihm das Schicksal noch einen adligen Schwiegersohn beschert hätte, er würde, ein zweiter Polkrates, sich für den Stücklichsten aller Menschen gehalten haben.

[Fortsetzung folgt.]

Allerlei.

Vulcanus Schmiede ist noch immer zu tanzen. Der Gott des Feuers Vulcanus oder Hephästos, der Sohn des Zeus, hatte in seiner Jugend das Unglück, aus dem Himmel herunter ins Mitteländische Meer zu fallen, doch nahmen sich die Nymphen seiner an und brachten ihn auf eine der liparischen Inseln, nahe von Syzilien, wo er neun Jahre in einer Höhle lebte und mit den Cyclopen gar kunstvolle Panzer und Kunstwerke schmiedete. Diese Insel mit der Werkstatt, deren Schornstein als Vulcanus noch raucht, ist kürzlich in London öffentlich versteigert worden. Mit Recht bezeichnete der Auktionator dies als eine in ihrer Art einzige Gelegenheit und berief sich wegen der Identität auf den alten Dichter Virgil, der da sang: „Insula Sicanio iuxta latus Aeliamque — Erigit Lupanem, fumantibus arduis saxis — Vulcani domus et Vulcania nomine tellus.“ Den Vulcan selbst schilderte der Auktionator als regulär thätig und zugleich ruhig, der nur etwa alle 100 Jahre einmal nöthen werde, dann jedoch vorher dem Bewohner pflichtschuldig ein Warnungszeichen gebe. Durch die Ausbrüche in reiches vulkanisches Gelände, zum Weinbau vorzüglich geeignet entstanden, und so verlangte er als Mindestgebot 80 000 Mark. Aber alle Schmieden sind heute nicht mehr gesucht, es seien denn solche wie in Gretna-Green, und so fand sich Niemand, der für das seltene Stück ein paar Mark anlegen wollte. Insel und Vulkan sind noch zu haben.

— **Die Heilsarmee und ihr „General.“** Der jüngst in der Heilsarmee ausgebrochene Zwiespalt hat die allgemeine Aufmerksamkeit wieder dieser eigenthümlichen Genossenschaft und der Art ihrer Enthebung zugewandt. Wie kommt eine Vereinigung von Männern und Frauen, die sich in ausgeprägter Weise Werken des Friedens widmet, zu einer Organisation, die wie ein Hohn auf ihre so feierlich verkündete Mission klingt? Die Antwort ist einfach: Durch den Jurist, der so oft schon in den wichtigsten Dingen den Ausschlag gegeben hat. Die Heilsarmee verdankt ihre militärische Verfassung — so besagt ein Artikel über die Spaltung der Genossenschaft des Generals

Booth in „Neber Land und Meer“ — dem an sich belanglosen Umstande, daß der ältere Booth als „Generalsuperintendent der christlichen Mission“ abgekürzt „General“ genannt wurde. Da des Generals Helfer und Agenten weder Pastoren noch Prediger genannt werden konnten, so machte der Volksmund „Kapitane“ aus ihnen, und so wurde aus der bloßen Benennung eines Generalstabs ein wirklicher Generalstab und aus diesem eine ganze Armee mit den Chargen und allen Reforts und Unterreforts einer solchen.

Der reichste Ehemann.

Breijend mit viel schönen Reden
Ih-er Frauen Werth und Reiz,
Sagen einst vier Ehemänner
Im Hotel zur „Sächsischen Schweiz.“
„Herzlich“, sprach der Kaufmann Krause,
„Ist mein Weibchen anzuschauen,
Süßlich ist sie wie ein Engel
In den lichten Himmelsaun.“

„Seht mein Weib in üpp'ger Fülle,“
Sprach der Bankier Silberstein.
„Was sie wiegt — es wägen sicher
An die hundert Kilo sein.“

„Großen Reichthum hat mein Frauen,“
Walthers, Herr auf Sandburg, sprach —
„Saget, daß mein Weib dem Euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.“

Gottlieb Bliemchen mit der Glase,
Von der Meißner Gegend her,
Sprach: Mein Sulchen hat nicht Wsche,
Ist auch nicht zwei Centner schwer.

Doch will ich den Schlüssel haben.
Bricht sie nie in Klagen aus.
Und ich hör sie auch nicht schelten,
Komm ich einmal spät nach Haus.“

Und es rufen alle Dreie,
Walthers, Krause, Silberstein:
„Gottlieb Bliemchen, Eure Gattin
Ist der schönste Edelstein!“

Vom Büchertisch

— **Reform des Grundeigentums.** Von Peter Ramsauer, Ober-Regierungs-rath. Preis 50 Pf. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (H. Schwarz.) Die aus sachkundiger Feder stammende, sehr beachtenswerthe Schrift, deren Verfasser vor längeren Jahren schon die sehr komplizierten Oldenburger Verhältnisse bezüglich des Grundeigentums und ehelichen Güterrechts in einer jetzt vergriffenen Abhandlung knapp und anschaulich darstellte, behandelt zunächst die thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse im Herzogthum Oldenburg, dürfte aber über die Grenzen desselben hinaus als ein Beitrag zur agrarischen Gesetzgebung von ganz besonderem Interesse sein. Die allgemeinen Gesichtspunkte der Rechtsbildung überhaupt und derjenigen auf dem wirtschaftlichen Gebiete insb-sondere, sind für die Verhältnisse in unserem Vaterlande im weitestlichen die gleichen; die speziellen, auf geschichtlicher Entwicklung, Boden, Kultur und Stammesart beruhenden Anschauungen und Bedürfnisse sind in den einzelnen Provinzen so mannigfaltig, daß als lebendiges Beispiel die Darstellung eines engeren Kreises genügt, um ausreichenden Stoff und Anhalt zur Prüfung und Vergleichung auch weiterer Kreise zu bieten. Es möge die treffliche Schrift berufen sein, an ihrem bescheidenen Theile der Erhaltung eines lebensfähigen Familiengrundbesitzes zu dienen.

— **Zur Bankfrage.** In den nächsten Tagen erscheint im Verlage der Mann'schen Buchhandlung in Wien unter diesem Titel eine Publikation aus der Feder des Wiener Bankiers Bernhard Rosenthal. Diese Publikation wird Jedem willkommen sein, der in der Frage der Erneuerung des Privilegiums der Oesterreichisch-Ungarischen Bank den Standpunkt einnimmt, daß der Einfluß der Staatsverwaltung auf die Gestion der Bank ungleich stärker sein muß als bisher, und daß die Bank für die Ertheilung des Privilegiums einen erheblich größeren Preis zu bezahlen hätte, als den derzeitigen. Der Verfasser unterbreitet dem Leser ein überaus reichhaltiges Tabellen-Material, aus welchem ersichtlich wird, wie sich im Falle der Privilegiums-Erneuerung die finanziellen Ergebnisse für Staat und Aktionäre gestalten, welche Konsequenzen die Liquidirung der Bank nach sich zöge, auf welcher Basis eine neue Notenbank zu errichten wäre. Im Einzelnen werden bezüglich der Geschäftsgebarung der Bank Abänderungsvorschläge gemacht, und in einem ausführlichen Kapitel wird insb-sondere die Frage der Errichtung von Filialen erörtert. Die Publikation, die in einem Anhang auch die Konstitutions-Urkunden und die derzeitigen Statuten der Bank enthält, ist hoch aktuell, und derselben namentlich mit Rücksicht auf die berufliche Eigenschaft des Verfassers mit Spannung entgegengelesen werden; der Preis des Buches ist mit dem mäßigen Preise von 1 fl. ausgesetzt.

Verantw. Redakteur: Dr. Heinrich Rube. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.